

*Sabine Stahl*

## **Und nach der Schule? – Inklusive Sozialraumorientierung als Aufgabe der Sozialen Arbeit**

### **Zusammenfassung**

Soziale Arbeit kann sich den Herausforderungen, die Inklusion mit sich bringt, nicht nur im schulischen Kontext stellen. Gemeinwesenarbeit und Sozialraumorientierung sind außerschulische Konzepte, die eine lange Tradition haben. Im folgenden Text werden diese reflektiert und ein Ausblick gegeben, wie eine inklusive Soziale Arbeit außerhalb von Schule theoretisch und praktisch aussehen könnte.

Inklusive Schulen sollen alle Kinder eines Stadtviertels aufnehmen und ermöglichen so den Verbleib im wohnortnahen Sozialraum. Welche inklusiven Möglichkeiten kann ein Stadtviertel nach der Schule anbieten? Nicht nur im Rahmen von Freizeitgestaltung für Kinder, sondern vielmehr hinsichtlich mittel- und langfristiger Perspektiven und Möglichkeiten für alle, die die begonnene Inklusion in der Schule in der gegenwärtigen und zukünftigen Lebenswelt der Menschen fortsetzen. Versteht man Inklusion als Leitidee oder Zielrichtung einer grundlegenden Veränderung von Gesellschaft, die auf einer von gegenseitigem Respekt geprägten Werthaltung beruht und sich auf Teilbereiche des Zusammenlebens und damit auch der Bildung erstreckt, wird deutlich, dass ein Umbau des formalen Bildungssystems hin zu einer „Schule für alle“ alleine nicht ausreicht.“ (Dubiski & Platte 2013, 170). Dörner (2007) greift mit der Veröffentlichung „Leben und Sterben wo ich hingehöre“ im Grunde einen inklusiven sozialraumorientierten Gedanken zum Leben als Gesamtes auf bis zur Frage der individuellen und inklusiven Gestaltung des jeweiligen Lebensendes. Für eine inklusive soziale Arbeit scheint es folglich vielfältige Gründe, theoretische und lebenspraktische Bereiche zu geben, welche dringend zu diskutieren sind, soll Inklusion nicht nach der Schule enden.

### **1 Bestehende Konzepte**

Nachfolgend werden zwei Perspektiven beleuchtet: zum einen wird der Blick auf bestehende inklusive Konzepte zum anderen auf Konzepte der sozialen Arbeit

Schuppener, S.(Hg)et al (2014). Inklusion und Chancengleichheit. Diversity im Spiegel von Bildung und Didaktik. Bad Heilbrunn Klinkhardt.

Darin:

Stahl, S. (2014). Und nach der Schule? Inklusive Sozialraumorientierung als Aufgabe der Sozialen Arbeit.297-304.

gelenkt. Mitbestimmung von allen Beteiligten ist in allen inklusiven Konzepten wesentlich. Soziale Arbeit im Gemeinwesen könnte hierfür den geeigneten Raum schaffen und die Abahnung von partizipativen Projekten initiieren.

Der Deutsche Verein benennt 2011 sechs Merkmale eines inklusiven Sozialraums (vgl. Deutscher Verein 2011):

1. Gleichbehandlung und Nicht-Diskriminierung
2. Barrierefreiheit und Kultursensibilität
3. Begegnungs- und Netzwerk- sowie Beratungs- und Unterstützungsstrukturen
4. Partizipation an Planungs-, Gestaltungs- und Entscheidungsprozessen
5. Inklusion von Anfang an
6. Eine Haltung, die Alle einbezieht und Niemanden ausschließt – Wertschätzung von Vielfalt und umfassende Teilhabe.

Diese Auffassungen und erste Leitideen werden innerhalb des Ansatzes *Community Care<sup>2</sup>* erfasst und bereits realisiert. Hier „[...] steht die Verknüpfung einer an Bedürfnissen der Menschen mit Behinderungen ausgerichteten individuellen Hilfeplanung mit dem Ausbau eines lokalen Systems gemeinwesenbasierter Unterstützung.“ (Aselmeier 2009, 117) im Mittelpunkt.

Neben diesen verstärkter von inklusiven Gedanken geleiteten Konzepten verdeutlicht ein bestehendes, hauptsächlich von Hintre (2007) vertretenes Fachkonzept in der Tradition der Gemeinwesenarbeit mit fünfleitenden methodischen Prinzipien die sozialraumorientierte Soziale Arbeit (vgl. Hintre & Treß 2007, Hintre 2009, Fehren 2006):

1. **Wille/Interessen** der Menschen sind Ausgangspunkt jeglicher Arbeit
2. **Aktivierende** Arbeit vor betreuender Tätigkeit
3. Nutzung personaler und sozialräumlicher **Ressourcen**
4. Aktivitäten sind **zielgruppen-** und bereichsübergreifend angelegt
5. Vernetzung und **Kooperation** der verschiedenen (sozialen) Dienste

Alisch (2008) ergänzt dieses Fachkonzept um eine wesentliche partizipatorische Forderung: Sozialraumorientierte Soziale Arbeit benötigt ihrer Ansicht nach ein *transdisziplinäres Verständnis* und „Transdisziplinär wird das Unterfangen erst, wenn diejenigen mitzumischen beginnen, die mit dem Problem als Nichtwissenschafter zu tun haben (als unmittelbar und mittelbar Betroffene...)“ (Hanschitz 2009, 11f.).

1 In England lässt sich der Begriff bis in die 1970er Jahre verfolgen. In USA bis in die 1980er Jahre. In Deutschland seit Beginn des 21. Jahrhunderts (vgl. Aselmeier 2009).

Nachfolgend soll der erwähnte Aspekt der Partizipation näher unter dem Verständnis von Teilhabe und Teilgabe beleuchtet werden. Die Katholische Hochschule für Sozialwesen in Berlin hat gemeinsam mit der Evangelischen Stiftung Alsterdorf ein Positionspapier mit elf Empfehlungen für innovatives Handeln in Kommunalpolitik, Verwaltung und Sozialer Arbeit veröffentlicht. Hier wird ein „grundsätzliche Umdenken“ gefordert und definiert: „Eine Enabling Community<sup>2</sup> ist ein Gemeinwesen, das zur rechtlichen und sozialen Inklusion seiner Bürger kontinuierlich *befähigt werden* muss und durch diesen Prozess zu einem Gemeinwesen werden kann, das *befähigend wirkt*. Erst wenn sich sämtliche Akteure in einem Gemeinwesen ihrer kollektiven Verantwortung (Inklusion voranzutreiben) bewusst werden und für jedes Mitglied weitestgehend Teilhabe- und Teilgabemöglichkeiten bereitgestellt sind, kann die Vision einer Enabling Community Wirklichkeit werden.“ (Haas 2009, 3).

In Verbindung mit den Forderungen Alischs an ein transdisziplinäres Verständnis wird hier eine Definition von Partizipation deutlich, die über das „nur teilhaben an etwas“ hinaus weist. Partizipation ist in diesem Verständnis ein wechselseitiger Prozess von Befähigung der Gesellschaft, an welcher dann teilgenommen werden kann und somit sowohl Teilhabe als auch Teilgabe realisiert wird. Teilgabe bedeutet jedoch nicht nur, dass der Kontext der Betroffenen etwas zu geben hat, sondern ebenso, dass die Betroffenen etwas einzubringen haben und eine Partizipation nicht nur an der Bereitstellung von Möglichkeiten, sondern ebenso an der Befähigung, Ermöglichung und Unterstützung der Betroffenen zu messen sein wird.

## 2 Wie sieht Soziale Arbeit derzeit aus?

Soziale Arbeit bietet für eine Vielzahl von kategorisierten Hilfebedarfsgruppen Maßnahmen an. Bereits im Studiengang Soziale Arbeit wählen Studierende nach fünf Semestern so genannte Vertiefungsmodule (Studienschwerpunkte), in denen sie auf die Bedarfe spezieller Gruppierungen (Menschen mit Behinderung, Menschen mit psychischen Störungen, Suchthilfe, Resozialisierung, Familienhilfe, Hilfen zur Erziehung, Schulsozialarbeit, etc.) vorbereitet werden. Damit etabliert sich ein *entweder-oder* statt einem *sowohl-als-auch*. Dies führt in der Praxis häufig zu schwierigen Entscheidungen und Situationen, in denen beispielsweise Menschen mit sogenannten „Mehrfachdiagnosen“ nicht kategorisierbar sind. Diese Kategorisierung an sich würde keine Problematik darstellen, wenn Vielfalt anerkannt

2 Enabling steht für „befähigen“. Community für „Gemeinde“. Enabling Community bedeutet ein verbindendes gesetzmäßiges Verständnis von sozialer Zugehörigkeit. Gemeint ist die Stärkung des Menschenrechtsgedankens, eines Rechts auf Verschiedenheit und Teilhabe von Menschen mit Behinderung und psychischen Erkrankungen, als Bürger und Bürgerinnen an allen zivilen, politischen und sozialen Anerkennungsformen (vgl. Aselmeier 2009).

und wertgeschätzt würde (vgl. Pregel 2006): als auch Differenzsetzungen, die in einem bestimmten Kontext notwendig sind, unbewertet nebeneinander stehen bleiben. Kritik an sozialraumorientierter inklusiver Sozialer Arbeit kommt nicht selten aus den Reihen der Sozialen Arbeit selbst (vgl. Fehren 2006). Es bestehe das Risiko des Rückgangs staatlicher Hilfen und die Befürchtung, dass Menschen mit Behinderung verwahrlosten. Aselmeier fordert in diesem Kontext ein neues professionelles Verständnis von Trägern der Behindertenhilfe. Die Handlungsmaxime „von der allumfassenden Versorgung und Betreuung“ und das Ausüben von „ungefragten Ersatzhandlungen“ müssten ebenso aufgegeben werden, wie das Denken und Handeln „in den Grenzen der eigenen Organisation“ (Aselmeier 2009, 117). Andererseits muss und soll sich Soziale Arbeit einmischen, wenn aufgrund von Machtpositionen und Machtprozessen bestimmte Gruppen oder Einzelpersonen Benachteiligung, Diskriminierung und/oder Ausgrenzung erfahren. Diskriminierung als Kombination aus Vorurteil und Macht, wie es im Anti-Bias-Ansatz<sup>3</sup> definiert wird ist auch im Feld der Behindertenhilfe zahlreich vertreten. Ebenso sollten Ansätze der intersektionalen Diskriminierung Beachtung finden (vgl. Purtschert & Mayer 2010; Walgenbach & Dietze 2012).

Der Arbeitskreis Kritische Sozialarbeit Dresden stellt 2010 fest: „In den Entwicklungen der letzten Jahre zeigt sich, dass Soziale Arbeit zunehmend in einem problematischen Maß durch Unterlassung oder bewusste Ausgrenzung selbst ausschließt [...] Zunehmend lässt sich Soziale Arbeit mehr als Exklusionsvermeidend denn als Inklusionsvermittelnd beschreiben.“ (Redmann 2010, 2). Dieser Kritik muss sich Soziale Arbeit stellen und sich dauerhaft und nachhaltig damit auseinandersetzen. Eine Möglichkeit bietet der sozialraumorientierte Ansatz kombiniert mit inklusiven theoretischen Ansätzen.

### 3 Wie könnte Soziale Arbeit aussehen?

Die rechtliche Grundlage hierfür bietet Art. 19 der UN-BRK, in welchem es um die „Unabhängige Lebensführung und Einbeziehung in die Gemeinschaft“ geht. Sie bietet folglich für die weiteren Ausführungen und die Notwendigkeit der Diskussion den makrosystemisch-rechtlichen Rahmen. Im Zentrum der Sozialraumorientierung steht, in den Lebenswelten der Menschen gemeinsam an Lösungen zu arbeiten, und sie nicht bei der Planung bereits auszuschließen. Im

3 „Bias“ bedeutet Voreingenommenheit, Schiefheit oder Vorurteil. Ziel der Anti-Bias-Arbeit ist die intensive erfahrungsortorientierte Auseinandersetzung mit Macht und Diskriminierung sowie die Entwicklung alternativer Handlungsansätze zu unreduzierenden und diskriminierenden Kommunikations- und Interaktionsformen. Entwickelt wurde das Konzept Anfang der 1980er Jahre von Louise Derman-Sparks und Carol Brunson-Phillips in den USA für den Elementar- und Primarbereich. Die Weiterentwicklung des Ansatzes, auch für die Erwachsenenbildung, fand insbesondere in Südafrika nach der gesetzlichen Abschaffung der Apartheid statt.

Unterschied zur einzelfallorientierten Sozialen Arbeit verliert das Individuum zu Gunsten des sozialen Raumes seine zentrale Bedeutung. Bauliche, strukturelle und soziale Ressourcen in einem sozialen Raum werden gemeinsame mit der Bevölkerung erfasst, bewertet und verbessert. „Sozialraumorientierung [...] bezweckt, dass man Menschen wirkungsvoll helfen kann, wenn man sich auf einzelne Menschen und deren Probleme konzentriert. [...] Form follows value.“ (Fritschel & Budde 2010, 1).

Sozialraumorientierung bezieht Ressourcen des sozialen Nahraums ein, um dadurch inkludierende Effekte herzustellen. Klientel von sozialer Arbeit verfügt in der Regel über geringere Kommunikations- und Mobilitätsmöglichkeiten. Dadurch ist ihre Lebenswelt viel stärker auf einen bestimmten Raum beschränkt. Dieser Effekt rechtfertigt die Unterstützung durch Soziale Arbeit zur Kontaktabahnung und Erabilierung von Teilhabechancen im Einzelfall. Individuelle Biografien und Anliegen müssen weiterhin Raum, Zeit und Würdigung erhalten. Eine Studie zur politischen Teilhabe belegt „[...] dass Eigennutz entgegen der Annahme der *Rational Choice* Theorie weder das alleinige, noch das dominante Motiv für politisches Handeln und Entscheiden ist und, dass das scheinbar kühle Kalkül in weitaus stärkerem Maße von Emotionen gesteuert wird, als oftmals gedacht.“ (Kals et al 2002, 72). Eine völlige Abkehr von personenzentrierten Ansätzen kann nicht das Ziel sein. Es geht vielmehr um eine Verschänkung von personenzentrierten Bedarfen mit sozialraumorientierten Ansätzen. Die Ermittlung der Anliegen und Wünsche des Einzelnen zur selbständigen Partizipation bzw. zur Selbstbestimmung bleibt besonders in der Arbeit mit Menschen mit Behinderung zentral, da gerade hier häufig und über lange Zeiträume Erfahrungen der Fremdbestimmung gemacht wurden. Diese Aspekte zu verbinden kann auch durch eine inklusive bzw. transdisziplinäre Forschungsperspektive (vgl. Allisch 2008) gelingen. Die Hilfecmpfänger zu befragen, ihre Bedarfe zu erforschen und auf Grund dessen die geeigneten Maßnahmen gemeinsam umzusetzen, wäre hier das Ziel. Notwendig dafür sind mehr valide Ergebnisse über die Lebenswelten von Menschen mit Behinderungen (vgl. NÜEVA 2013, Schäfers 2008, Seifert 2010, 2012). Diese empirisch fundierte Arbeit kann auf die praktische Arbeit als eine partizipative transferiert werden und erfordert von den Fachkräften der Sozialen Arbeit eine Loslösung von normativen Vorstellungen eines „gelingenden Lebensentwurfs“ und die Aufgabe ihrer „Machtposition“. Degener und Mogge-Grotjahn formulieren dazu: „Die Kontextualisierung der Inklusionsdebatte in einen allgemeinen Menschenrechtsdialog über Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit erscheint uns in jeder Hinsicht gewinnbringend für die professionellen Tätigkeiten im Sozial-, Gesundheits- und Bildungswesen und für ihre weitere wissenschaftliche Fundierung.“ (Degener & Mogge-Grotjahn 2012, 75).

#### 4 Wie können diese theoretisch-konzeptionellen Ausführungen in der Praxis realisiert werden? „Ich kenn Dich – aber nicht wirklich“ – ein Sozialraumprojekt

Anhand eines Praxisprojekts sollen erste Möglichkeiten aufgezeichnet werden, Inklusion, Soziale Arbeit und Sozialraumorientierung zu realisieren und der Aussage Pregel's: „Beides geht zusammen, realistisch sein *und* idealistisch.“<sup>1</sup> nachzukommen (Pregel 2010, 11).

Anlass für das Projekt war die in einer Befragung festgestellte Unzufriedenheit von Bewohner\_innen eines Wohnpflegeheimes mit der Vernetzung im Stadtteil. In Zusammenarbeit mit Studierenden der Hochschule für angewandte Sozialwissenschaften Würzburg im Vertiefungsmodul „Soziale Arbeit und Behinderung“ und der Fotografin Bethel Fath wurde das Projekt „Ich kenn Dich – aber nicht wirklich“ realisiert.

In kleinen Teams (die Zusammensetzung wurde zu Beginn des Projektes per Losverfahren entschieden), bestehend aus einer/einem Bewohner\_in und zwei Studierenden, wurde der unmittelbare Sozialraum um das Wohnpflegeheim gemeinsam erkundet. Es gibt sicht- und spürbare Barrieren bei alltäglichen Begegnungen, die die Menschen mit Behinderung auch benennen. Die Menschen mit Behinderungen sollen durch dieses Projekt die Möglichkeit haben, sich als kompetente Bewohner\_innen des Stadtreis zu erleben. Bei den gemeinsamen Terminen erarbeiteten die Teams einen Fragebogen zur individuellen Teilhabeanalyse und Sozialraumerkundung (vgl. Cyprian 2012). Die Teams besuchten dann gemeinsam ausgewählte Orte (Blumenladen, Bäcker, Universität, Kirche, etc.) und luden die Person, die sie am interessantesten fanden, zu einem gemeinsamen Fototermin in die Einrichtung ein. Dort wurden von den Teams und Einzelpersonen Fotos angefertigt. Für die Anordnung der Personen auf dem Gruppenfoto wurden von der Fotografin keinerlei Anweisungen gegeben. Jedes Team fand selbst seine „Darstellung“. Die Bildsprache der Fotografien kann und soll nicht auf den ersten Blick erkennen lassen, wer der Mensch mit und ohne Behinderung ist. In professionellen Porträtstudien soll eben mit diesen „Zwei-Gruppen-Theorien“ bewusst „spielerisch“ umgegangen werden.

Ein weiterer Fragebogen wurde bei den Fototerminen von allen Beteiligten bearbeitet und bestand aus zwei Fragen:

1. Was haben Sie bei dieser Aktion den anderen Teilnehmer\_innen GEGEBEN?
2. Was haben Sie bei dieser Aktion von den anderen Teilnehmer\_innen BEKOMMEN?

Von max. 41 möglichen Fragebögen waren 36 auswertbar. Zusammenfassend werden nachfolgend einige Ergebnisse dargestellt:

Die häufigsten Nennungen gab es in der Kategorie *Emotionen* (76). Gefolgt von der Kategorie *Interaktion* (50). Bei den Kategorien *Neue Eindrücke* (27) und *Sicherheit* (6) gab es annähernd gleiche Nennungen auf beiden Seiten. Unter *Sonstiges* (27) wurde u.a. genannt: *Zeit, Nichts, Abenteuer, Dabei sein, keine Vorurteile, Interesse an der Person, nicht an der Behinderung, Abbau von Hemmungen, Zeit genommen, mein Dasein, Respekt und Herz mit gutem Respekt*.

Fotos und Zitate von Beteiligten wurden zum Abschluss in einer Ausstellung der Öffentlichkeit präsentiert. Zusammenfassend kann in einer ersten Auswertung festgehalten werden, dass eine Anbahnung von gemeinsamen Interaktionen gelungen ist und dass über die Hälfte der Beteiligten eine Erweiterung ihrer Perspektive auf ihren eigenen Wohnraum erlebt haben.

#### Literatur

- Alichs, M. & May, M. (2008). Kompetenzen im Sozialraum. Sozialraumentwicklung und -organisation als transdisziplinäres Projekt. Opladen: Barbara Budrich.
- Aselmeier, I. (2009). Gemeinwesenorientierung in England, Schweden und Deutschland. In: Teilhabe 3(09), 116-121.
- Broschardt, J. (2007). Über die Sprachwissenschaft hinaus. Berlin: IIT-Verlag.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2010). Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen.
- Cyprian, G. (2012). Das Inklusionskonzept und der Umbau der Institutionen. Fachgruppe „Inklusion bei Behinderung“ Max-Planck-Institut für Sozialrecht und Sozialpolitik und das Lehrgeliebte Rehabilitationssoziologie der TU Dortmund Workshop 18.01. bis 20.01.2012. Online unter: [http://www.fk-reha.ru-dortmund.de/.../MP1\\_3\\_Inklusionskonzept\\_und\\_der\\_Umbau\\_der\\_Institutionen.pdf](http://www.fk-reha.ru-dortmund.de/.../MP1_3_Inklusionskonzept_und_der_Umbau_der_Institutionen.pdf). (14.04.2013).
- Degenet, T. & Moggge-Großhahn, H. (2012). „All inclusive?“ Annäherungen an ein interdisziplinäres Verständnis von Inklusion. In: Balz, H.-J. et al (2012). Soziale Inklusion. Grundlagen, Strategien und Projekte in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: Springer.
- Dörner, K. (2007). Leben und sterben wo ich hingehöre. Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem. Neumünster: Paranus Verlag. 7. Auflage 2102.
- Dubiski, J. & Platte A. (2013). „Im gemeinsamen Leben entsteht Normalität.“ – Inklusion und non-formale Bildung am Beispiel des Kinder und Jugendzentrums. In: Dorrance, C. & Dannebeck, C. (2013). Doing Inclusion. Inklusion in einer nicht inklusiven Gesellschaft. Bad Heilbrunn: Klinikhardt. 168-177.
- Fehren, O. (2006). Gemeinwesenarbeit als intermediäre Instanz: emanzipatorisch oder herrschaftsraumbilddend. In Neue Praxis 6/2006, 575-595.
- Früchtel, F. & Budde, W. (2010). Neue Ziele – andere Wege. Politik in Europa und regionale Netze für Menschen mit Behinderung. Dokumentation der Fachtagung. Berlin: Die Reha e.V. 108-114.
- Haas, H.S. & Treber, M. (Hrsg.) (2009). Enabling Community-Gemeinwesen zur Inklusion befähigen! Elf Empfehlungen für innovatives Handeln in Kommunalpolitik, Verwaltung und Sozialer Arbeit. Ein Positionspapier der Evangelischen Stiftung Alsterdorf und der Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin. Online unter: [http://www.bezirk-oberbayern.de/media/custom/379\\_414\\_1\\_PDF\\_04.06.2013](http://www.bezirk-oberbayern.de/media/custom/379_414_1_PDF_04.06.2013)
- Hanschitz, R.-C. (2009). Transdisziplinariät in Forschung und Praxis: Chancen und Risiken partizipativer Prozesse. Wiesbaden: VS-Verlag.

- Hinze, W. & Tiedt, H. (2007): Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe. Weinheim: Juventa.
- Hinze, W. (2009). Eigensinn und Lebensraum – zum Stand der Diskussion um das Fachkonzept „Sozialraumorientierung“. In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete 1/2009, S. 20-39.
- [http://www.uni-bias-werkstatt.de/?q=de \(07.06.2013\).](http://www.uni-bias-werkstatt.de/?q=de (07.06.2013).)
- [http://www.der-paritaetische.de/22/?layout=ippgrfrazaxs&&rc\\_rnewsj\[tr\\_newsj\]=5955 &chash=c8162aeafcecf79c7667a2bb810fb \(26.12.2012\).](http://www.der-paritaetische.de/22/?layout=ippgrfrazaxs&&rc_rnewsj[tr_newsj]=5955 &chash=c8162aeafcecf79c7667a2bb810fb (26.12.2012).)
- [http://www.deutscher-verein.de/05-empfehlungen/alter-erlenhilfe/Eckpunkte\\_fuer\\_einen\\_inklusi-ven\\_Sozialraum \(13.04.2013\).](http://www.deutscher-verein.de/05-empfehlungen/alter-erlenhilfe/Eckpunkte_fuer_einen_inklusi-ven_Sozialraum (13.04.2013).)
- [http://www.inklusion-sh.eu/ Akademie für Inklusion. \(12.04.2013\).](http://www.inklusion-sh.eu/ Akademie für Inklusion. (12.04.2013).)
- [http://www.nuova-network.eu/cms/ \(10.07.2013\).](http://www.nuova-network.eu/cms/ (10.07.2013).)
- [http://www.sozialgesetzbuch-sgb.de/sgbxii/1.html \(10.07.2013\).](http://www.sozialgesetzbuch-sgb.de/sgbxii/1.html (10.07.2013).)
- Kals, E.; Leyendecker, A. & Ittner, H. (2002): Politische Mediation: Ein gerechtigkeitspsychologischer Ansatz. In: Riehle, E. (2002). *Stadtentwicklung, Gemeinwesen und Mediation*. Münster: LIT, 62-82.
- Prenzel, A. (2006). *Pädagogik der Vielfalt*. Wiesbaden: VS-Verlag, 3. Auflage.
- Prenzel, A. (2010): Wie viel Unterschiedlichkeit passt in eine Kita? Theoretische Grundlagen einer inklusiven Praxis in der Frühpädagogik. Vortrag WiFF 29.06.2010. Online unter: [www.weiterbildungsin-itiative.de/.../WiFF\\_Fachforum\\_Inklusion\\_Impulstreferat\\_Prof.\\_Dr.\\_Prenzel.pdf](http://www.weiterbildungsin-itiative.de/.../WiFF_Fachforum_Inklusion_Impulstreferat_Prof._Dr._Prenzel.pdf) 15.05.2013.
- Purtschert, P. & Meyer, K. (2010): Die Macht der Kategorien. Kritische Überlegungen zur Intersektionalität, in: *Feministische Studien* 28/ 1, 130-142.
- Redmann, B. (2010): Inklusion? Von wegen! Soziale Arbeit schließt aus! Eine Polemik. Online unter: [http://www.aks-dresden.org/fachbeitraege/inklusion-von-wegen-soziale-arbeit-schliesst-aus-eine-polemik.html \(09.04.2013\).](http://www.aks-dresden.org/fachbeitraege/inklusion-von-wegen-soziale-arbeit-schliesst-aus-eine-polemik.html (09.04.2013).)
- Schäfers, M. (2008): *Lebensqualität aus Nutzersicht. Wie Menschen mit geistiger Behinderung ihre Lebenssituation beurteilen*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Seifert, M. (2010): *Kindenstudie. Bedarf an Dienstleistungen zur Unterstützung des Wohnens von Menschen mit Behinderung*. Berlin: Rhombos.
- Seifert, M. (2012): *Das Konzept der Sozialraumorientierung und die Praxis*. Friedrichshainer Kolloquium „Gemeinsam wohnen“. Institut Mensch, Ethik und Wissenschaft (IMEW). Online unter: [http://www.imew.de/.../Seifert\\_Wohnen\\_Sozialraumorientierung\\_IMEW\\_120417\\_2.pdf](http://www.imew.de/.../Seifert_Wohnen_Sozialraumorientierung_IMEW_120417_2.pdf) (12.04.2013).
- Walgenbach, K.; Dietze, G.; Hornscheidt, A. & Palm, K. (2012): *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Opladen, Berlin, London, Toronto: Verlag Barbara Budrich, 2. Auflage.

*Bettina Bretländer*

## **Soziale Arbeit: ein bislang noch zu wenig beachteter Kooperationspartner und Motor für schulische Inklusionsprozesse**

### **Zusammenfassung**

Die Soziale Arbeit als Disziplin und Profession kann und sollte Inklusionsprozesse grundsätzlich in allen relevanten gesellschaftlichen Bereichen initiieren und unterstützen. In diesem Beitrag wird die Relevanz der Sozialen Arbeit für den Lebens- und Lernort Schule in den Mittelpunkt gestellt. Insbesondere die Schulsozialarbeit, im Idealfall als fester Bestandteil eines Schulteams, ist geradezu prädestiniert, inklusive Prozesse anzustoßen und zu begleiten. Wie dies im schulischen Alltag umgesetzt und gelebt werden kann, wird im Allgemeinen sowie im Konkreten exemplarisch an der Gemeinschaftsgrundschule Pannesheide (NRW) aufgezeigt, die ein spezielles Konzept zur Demokratieverziehung und Beteiligung von Schüler\_innen etabliert hat. Darüber hinaus wird an einem weiteren Beispiel aus der Hochschulausbildung veranschaulicht, wie angehende Sozialarbeiter\_innen für die Initiierung und Begleitung inklusiver Prozesse (in Schulen) qualifiziert werden können.

### **1 Inklusionsverständnis**

Das diesem Beitrag zugrundeliegende Verständnis von Inklusion spiegelt die folgende Formulierungsvariante wider:

„Inklusion will die Veränderung bestehender gesellschaftlicher Strukturen, um der Verschiedenheit der Menschen gerecht zu werden.“ Daraus folgt, dass sich „die regulären Institutionen so umgestalten (sollen), dass sie der Verschiedenheit ihrer Nutzer gerecht werden. (...) Entwicklungsstörungen und Behinderungen werden als Aspekte von Verschiedenheit angesehen, neben kultureller, ethnischer oder sozialer Verschiedenheit“ (Biewer 2005, 102).

Diese Perspektive blickt in die Zukunft: Die Strukturen sind grundlegend noch zu verändern, wenn sie dem Anspruch der Inklusion gerecht werden wollen. In der Praxis von Bildungsinstitutionen ist dies aktuell, wenn überhaupt, nur vereinzelt oder in Ansätzen tatsächlich umgesetzt. Stattdessen finden sich entweder noch